

## NACHRUF

Nach längerer schwerer Krankheit ist der Leipziger Kulturphilosoph Klaus Christian Köhnke kurz vor seinem 60. Geburtstag am 24. Mai 2013 in einem Berliner Krankenhaus verstorben. Er hatte seit 1997 die Professur für Kulturtheorie und Kulturphilosophie am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig inne. Als Herausgeber von Moritz Lazarus, der Gesamtausgabe von Georg Simmel und der »Nachgelassenen Manuskripte und Texte« Ernst Cassirers war er international bekannt.

Einen Namen machte sich Köhnke mit seiner 1986 publizierten Dissertation »Entstehung und Aufstieg des Neukantianismus«. In der Einleitung zu diesem Werk wird die seit dem späten 18. Jahrhundert in der Philosophie selbst geführte Diskussion, welche Bedeutung ihrer Geschichte zukomme, für abstrakt und blutleer erklärt. Köhnke schreibt: Es »sind generalisierende Äußerungen hierüber sinn- und zwecklos, kann doch nur an einem bestimmten, gegebenen Ort, aber nicht im Prinzip eine Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen Philosophie und Geschichte gegeben werden.« Köhnke machte sich über »Aktualität« als Grund für die historische Beschäftigung lustig. Jeder aus der Luft gegriffene Gegenwartsbezug schien ihm suspekt, eben weil er meist ortlos war, ohne Leben, Geschichte oder Gesellschaft. Für Köhnke war die Geschichte der Philosophie keine Unterabteilung philosophischer Selbstvergewisserung und auch kein Spielfeld hypothetischer Gedankenbildung. Einer pädagogischen Zurichtung im Sinne vereinfachender Darstellung trat er skeptisch gegenüber. Er war ein Meister der Entzauberung plakativer Aussagen und programmatischer Wendungen. Die Helden seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts gaben ihm oft genug Anlaß zu Spott und manchmal auch Sarkasmus. Kaum einen hat er so stehen gelassen, wie er sich selbst verstand. Wohl aber hat er dem nachgespürt, was gesagt wurde, wozu es gesagt wurde und was dies »bewirkte«.

Köhnkes Arbeitsort war immer wieder das Archiv. Für seine frühen philosophiehistorischen Forschungen öffnete er das Archiv der dokumentierten Meinungen, Thesen und Streitpunkte hinter den prominenten Buchveröffentlichungen. Wie das Quellenverzeichnis seines Buches über den Neukantianismus ausweist, ist er mit unerschrockener Unermüdlichkeit in die Zeitschriften der Zeit eingestiegen. Daß er die Literaturliste mancher Philosophen auf diese Weise deutlich verlängern konnte, vermerkt er nicht ohne Stolz dort, wo er seine Quellen kommentiert. Später war es das Archiv der großen Denker Simmel und Cassirer, denen er editorisch zugewandt war. Kaum ein anderer deutscher Gelehrter vermag so lebendig die Quellen rund um wichtige Textzeugnisse zum Sprechen zu bringen

wie Köhnke. Wir genießen seine lesenswerten Fußnoten und forschungspragmatisch erhellenden Einleitungen. Zuletzt hat er sich in Stammbücher freigeistiger Studenten vom Ende des 18. Jahrhunderts vertieft und mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Beharrlichkeit Lebensläufe und intellektuelle Karrieren aus dem Vormärz zu rekonstruieren versucht. Diese Arbeit wird durch sein vorzeitiges Ableben nicht mehr erscheinen. Im übrigen hat Köhnke seinen Nachlaß einschließlich der Vorstudien zu seinen letzten Arbeiten wohlgeordnet der Universitätsbibliothek Leipzig vermacht.

Aus dem Archiv besorgte Köhnke sich die Spuren des Philosophierens als Tätigkeit; er versicherte sich in der Vergangenheit der Relevanz dessen, was in seiner eigenen Gegenwart jedem offensichtlich und erlebbar wurde: ein motiviertes, interessiertes und eingreifendes Denken. Dabei vermeidet Köhnke alles Politisieren. Schon in seiner großen Studie brandmarkt er etwas, das er »politizistisch« nennt und was er sowohl als Selbstmißverständnis bei späteren Neukantianern wie auch als ideologische Brille bei deren Gegnern im 20. Jahrhundert konstatiert. Politizistisch sind ihm flache politische Argumente, an denen ihn nicht die soziale Dimension irritiert, sondern deren Verfehlung durch primitive Bilder des Gesellschaftlichen. Um ein Beispiel zu bringen: Universitätsphilosophie war für Köhnke kein Popanz wie für Schopenhauer, sondern eine Praxis des Umgangs mit Philosophie, die er in eine politische Phase bis 1848 und eine entpolitisierte bzw. repressive Phase nach der Märzrevolution unterteilte. Und wenn in seiner dritten Phase ab 1870 der Neukantianismus an den Universitäten fest etabliert wird, bringt Köhnke Tabellen zur Vergleichung von Lebensläufen, zu Dozentenzahlen und zu Lehrveranstaltungen etc., um deutlich zu machen, daß der Erfolg einer philosophischen Schule auch an äußere Faktoren der Produktion akademischer Theorien gebunden bleibt.

Wenn der philosophische Unterricht in Köhnkes philosophiehistorischer Arbeit als genuiner Bestandteil philosophischer Existenz unter den Bedingungen einer arbeitsteiligen Gesellschaft erscheint, war das nicht nur eine Angelegenheit des Rückblicks. Köhnke war als Hochschullehrer selbst, besonders in den letzten Jahren, betroffen und gereizt von den Reformen des geisteswissenschaftlichen Studiums, die seinen Unterricht, d. h. den Kontakt mit den Studierenden, entfremdeten und diskontinuierlich machten. Als eine bewußt gewählte Lebensform hat er bis zuletzt seine Lehre verteidigt und sich mit dem ihm eigenen Charisma gegen Modularisierung und Prüfungswahn gestemmt.

Programmatisch hat Köhnke in mehreren kleinen Schriften Ende der 1990er Jahre philosophische Argumente für eine neue Kulturwissenschaft vorgebracht und dabei oft an Moritz Lazarus angeschlossen, der 1860 bereits den systematischen Blick auf Alltagsphänomene forderte. Köhnke wollte durchaus sozialwissenschaftliche Methoden in die Geisteswissenschaften einführen (auch daher seine Bereitwilligkeit zu Tabellen und Diagrammen), weil er die Kultur als Funk-

tionsgefüge ansah. Es ging ihm vor allem um die methodische Qualifizierung des kulturphilosophischen Diskurses, den er von assoziativen Interpretationen und historischen Spekulationen freihalten wollte. Zugleich lag ihm, besonders in der Anfangsphase seiner Leipziger Tätigkeit, eine Öffnung der Kulturphilosophie zu benachbarten Disziplinen am Herzen. Mit Uta Kösser, seiner Kollegin am Institut und Spezialistin für Ästhetik, hat er sozialwissenschaftlich fundierte Studien zum »Bild« wie zum Begriff »Heimat« unternommen, und Studierende fanden bei Köhnke immer ein offenes Ohr für transdisziplinäre Fragestellungen.

Mit seiner archivalisch-historischen Kompetenz in Sachen Philosophie, mit seinen mustergültigen editorischen Rettungen kulturphilosophischer Klassiker und mit seiner grundsätzlichen intellektuellen Offenheit in Richtung Kulturwissenschaften hat Köhnke nachfolgenden Denkern gute Anhaltspunkte gegeben. Über den jungen Simmel – Thema seiner Habilitation – schrieb er einmal, dessen Außenseiterposition sei »als Folge wie als Ursache seines eigenen Profils« zu werten. Klaus Christian Köhnke wird man eine ähnlich distinkte Ambivalenz attestieren können, eine produktive Spannung zwischen Studium und Engagement. Das zeigt sich früh, denn schon sein Buch über den Neukantianismus war mehr als eine Abhandlung zur Philosophiegeschichte. Köhnke hat darin den philosophischen Positionsbezeichnungen, darunter nicht zuletzt dem Begriff »Neukantianismus« selbst, erstmals plastische Anschaulichkeit gegeben, er hat das Geschehen der Philosophie in einer Intellektuellengeschichte *avant la lettre* als einen Komplex von Verhaltensweisen, Verhältnisbestimmungen, Praktiken und Schreibstrategien offengelegt, wie das zu seiner Zeit noch keineswegs geläufig war. Die ideengeschichtliche Reinheit der Philosophiegeschichte gibt es nach Köhnke nicht, sie ist ersetzt durch eine problemgeschichtliche Nacherzählung und Analyse des Denkens vor Publikum: nicht das Wenigste, was man aus der jüngeren Epoche der europäischen Philosophie lernen kann.

*Ulrich Johannes Schneider*